

Zeitschrift: Wasser- und Energiewirtschaft = Cours d'eau et énergie
Herausgeber: Schweizerischer Wasserwirtschaftsverband
Band: 51 (1959)
Heft: 8-10

Artikel: Das Engadin
Autor: Hiltbrunner, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-921304>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Engadin

Hermann Hiltbrunner

Von welcher Seite wir auch ins Engadin kommen, von welcher Höhe wir auch in dieses Tal herabsteigen mögen — immer ist es als erstes das eigentümliche Licht, das uns beschäftigt. Was ist das für ein Licht?

Es ist jenes rätselhafte, um dessen willen der große Maler Giovanni Segantini sein Savognin im Oberhalbstein verließ und nach Maloja zog. Er hatte sich allem was Farbe heißt, verschrieben; aber einige Jahre vor seinem Tode entdeckte er das Licht in den Farben, und er versuchte, ihm durch den fast mystischen Akt der Farbenzerlegung Leib zu verleihen: Durch kleine einfarbige Flecke, feine und immer feinere monochrome Tupfen versuchte er das Licht zu bannen und zu halten, und für dieses Sehnen und Streben wurde ihm die Maloja-Landschaft Vorlage und Urbild. Die letzten fünf Jahre seines Lebens wohnte er dort, wirkte er in jener Welt, von der er gestand: «An manchem Morgen, während ich minutenlang die Berge betrachte, noch bevor ich zum Pinsel greife, fühle ich mich gedrängt, mich vor ihnen niederzuwerfen, als vor lauter unter dem Himmel aufgerichteten Altären.»

Es sind die Berge, die Segantini zu diesen Worten drängten. Aber es sind Oberengadiner und nicht Oberhalbsteiner Berge, und es sind nicht so sehr die Formen, wodurch sich diese von jenen unterscheiden, sondern vielmehr das Licht, unter dem sie stehen und das sie ausstrahlen. Denn die Nordabdachung der Alpen hat eine andere Optik als die Südabdachung; zentral liegende Täler aber, wie etwa das Wallis oder das Engadin, sind gekennzeichnet und ausgezeichnet durch ein abermals anderes Wesen des Lichts. Nur vom Blau der Oberengadiner Seen konnte Segantini sagen, daß es noch hundertmal blauer sei als das Blau des Himmels. Wie nun? — erfährt jenes Blau solch eine Intensität durch Licht oder durch Farbe? Wir werden es nie völlig erfassen, wohl aber ahnen wir, daß solch eine Wirkung nicht auf Grund einer einzigen Ursache zustandekommt; auch hier kommt eines zum andern und Vieles zu Vielem.

«Links Felshänge und Schneefelder über breiten Waldgürteln, rechts zwei ungeheure beeiste Zacken, hoch über mir, im Schleier des Sonnenduftes schwimmend — alles groß, still und hell», so sah Friedrich Nietzsche das Oberengadin, sah es zunächst fast geographisch-sachlich, aber er fährt fort: «Die gesamte Schönheit wirkte zum Schaudern und zur stummen Anbetung des Augenblicks in ihrer Offenbarung.» Er spricht von einem milchgrünen See, von altersernsten Fichten (worin Nietzsche irrt, es können nur Arven, Bergkiefern oder Lärchen gemeint sein), von Blumen und Gräsern, von der Herde und vom Abendlicht — er spricht von dieser unwirklichen Wirklichkeit mit einer Ehrfurcht, wie nur ein wahrhaft religiöser Mensch sie empfinden kann, und indem er die Gegebenheiten dieser besondern Welt preist, tritt er, der stets Brennende, der lebenslänglich Lodernde, über sie hinaus und heran an das Absolute — in das er stürzen, in dessen Abgrund er springen wird.

Wie nun — drängen die Oberengadiner- mehr als andere Berge den Menschen zum Absoluten, und wenn sie dies tun, wodurch vermögen sie solches? Sie sind nicht sehr hoch, sie sind wenig vergletschert, im Sommer fast schneelos — ist es da nicht wiederum das Licht, das Nietzsche zu solchen Geständnissen zwingt, und das zu nennen er nie vergißt?

Seht, dieses Licht, wir können es nicht analysieren, sonst kommen wir nur auf Wellenlängen, auf ultraviolette Strahlen und ähnliche Physika, und dies alles gibt es anderswo auch. Das Wesen dieses Lichtes liegt tiefer, liegt nicht mehr allein in der physikalisch-chemischen Natur seiner Strahlen; denn da sind noch Dinge, die unser lebendiger Mensch hinzufügt, und Vorgänge, die völlig im Bereich des Seelischen ruhen...

Wenn wir den Talriegel von Celerina und das Becken von St. Moritz im Rücken haben und in das oberste Talstück des Engadins eintreten, dann haben wir mit einem Male dieses seltsame Licht in seiner äußersten Sammlung vor uns, in seiner letzten Konzentration über uns. Und jetzt endlich begreifen wir es — und begreifen es nicht. Aber das ist nun auf einmal eins und dasselbe. Denn jetzt wird alles Außen ein Innen, und alles Licht um uns und über uns ist in uns. Verborgene Vorgänge, angebahnt durch landschaftliche Gegebenheiten, setzen unsere Seele in eine mächtige Schwingung, und ein großes Atemholen stärkt und beschleunigt unsere Pulse. Es ist nicht mehr das Einzelne, das uns beschäftigt: nicht das physische Licht von Arve, Lärche, Bergkiefer und Alpenrosengebüsch, nicht der Gletscherglanz aus den Hintergründen der Seitentäler oder das Steinlicht der bröckelnden Gipfel und ihrer Trümmerströme, die sich zu Schuttfüßen stauen; es ist auch nicht nur der Hochglanz dieser Seenreihe, dieser herrlichen, hochgerahmten Seenplatte, überwölbt von der lichtblauen Kuppel des Himmels, die auf den kristallinen Rändern des Tales ruht — es ist die Landschaft als Ganzes, die ganze Taltschaft in ihrem einheitlichen Stil, es ist ihre bedeutungsvolle Lage auf der Welt und über der Welt, es ist ihr inneres Wesen, ihre Geheimgeographie, ihre Gleichnishaftigkeit — mit einem Worte: es ist ihr Geist, der uns beschäftigt, fesselt, bannt und bindet, und der, an sich unfassbar, uns erscheint im Bild der Landschaft als antlitzloses Antlitz.

Die Geheimgeographie des Engadins, das ist's. Sie zu entdecken oder auch nur ahnen zu lernen, sei unser Wagnis, unser inneres Abenteuer und unser lustvolles Streben. Aber hiezu müssen wir das ganze Engadin vor Augen haben, nicht nur das Oberengadin (dieses erregende Hochland im Herzen des Hochgebirges), sondern auch das mittlere Engadin zwischen S-chanf und Susch, mit seiner schalenhaften Ausweitung um Zernez, und aber erst recht das Unterengadin, den rätselvollsten Abschnitt der ganzen Tallandschaft — die nun die gesamten Ostalpen von ihrem Südrand diagonal nach ihrem Nordrand unter geringem Gefälle durchschneiden wird.



Nachmittagsstimmung über dem Silsersee (Photo Albert Steiner, St. Moritz)

Und wenn wir gesehen haben, wie der Inn, der Schöpfer und Erhalter dieses Tales, unterhalb S-chanf ins Fallen kommt und ins Schluchthafte gerät, im Raum Zernez wieder freier zu atmen sich anschickt, dann aber wieder tiefer ins Felsige gerät, abermals Schluchten, wenn auch geräumige, durchrauscht und erst unterhalb Finstermünz wieder ruhig fließt — wenn wir diesem seinem Lauf gefolgt sind: seinem klaren bis Samedan, von wo an ihn die zermahlene Gesteine des Piz Palü und des Bernina milchig trüben, und seinem gemächlichen bis S-chanf, und gelauscht haben seinem erregtern Reden durch gerade geschnittene, steilbordige Hohlwege und schlangewandelnde Wiesenpfade zwischen Tarasp und Sent — wenn wir ferner inne geworden sind, mit welcher Macht und welchem Licht die großen Seitentäler von rechts über ihn hereinbrachen und mit welcher zufälligen Gesittung die linken Zuflüsse sich ihm ergaben — wenn wir endlich den großen Rahmen des Tales erfaßt, seine kettenhaft bewegten Ränder sich uns eingeschrieben haben und wir auch die topographische Füllung dieses Rahmens, die Hochebene oberhalb S-chanf und die Hügel flur und Terrassenstruktur des Unterengadins einsahen und beherzigten —, dann sind wir geschickt und bereit, die letzten Geheimnisse dieses Tales als äußerste Aufhellung und Lichtbotschaft zu vernehmen.

Die Lichtbotschaft ist alt. Sie heißt: «ex oriente lux», und hier bedeutet dies eins und alles. Liegt nicht das ganze Tal in der Richtung zur aufgehenden Sommersonne, läuft es nicht nordosthin nach jenem Punkt, über dem das Weltlicht aufgeht, öffnet es sich nicht groß, weit und schoßhaft diesem Lichteslicht, bereit, es zu empfangen und das kosmisch Geborene irdisch noch einmal zu gebären? Und reckt sich das Tal nicht nach Südwesten, nach jenem Punkt, unter den die Wintersonne sinken wird? Wird sie nicht das ganze Schneetal, ehe sie scheidet, mit einem langen Kuß beglücken und die Schatten von ihm nehmen, bis die Schattenkönigin selbst aus der gegenüberliegenden Taltiefe steigt? Seht, es ist nicht gleichgültig, wie ein Tal zum Morgen und zu welchem Morgen, zum Abend und zu welchen Abenden liegt! Das Engadin ist ein Sommertal, ein erklärtes Lichttal selbst im Winter.

Die Vegetation ist der getreueste Spiegel des Klimas... Gewiß, viele unter den eingewanderten Pflanzen sind unscheinbar; jedoch gehäufte Unscheinbarkeit tritt auch für uns eines Tages in Erscheinung. Aber das Engadin empfängt bis hinauf zu den Seen einen Gruß des Ostens, den wir verstehen und längst kennen: die Arve und die Lärche! Sie sind von dorthier gekommen, wo der Inn hin will; denn sie sind Bäume

nicht nur des Nahen Ostens, sondern sogar Zentralasiens; Bäume, die trockenes Klima lieben, starke Besonnung und größte Wärmeschwankungen ertragen.

Und jetzt verstehen wir endlich diese Lärchen- und Arvenwälder als einen Ausdruck des kontinentalen Klimas. Nur weil das Engadin eben diesem Binnenland-, diesem Hochlandklima unterliegt: es heiße Sommer und kalte Winter kennt, wenig Niederschläge empfängt und große Wärmeschwankungen nicht nur von Sommer zu Winter, sondern auch von Tag zu Nacht zeigt, und weil es einer ungeheuren Besonnung unterliegt, da ja weder Nebel noch häufige Wolken die Sonne abschirmen — nur darum lieben es die Pflanzen des Donauraumes und des kontinentalen Asiens. Nur noch sechzig bis siebzig Zentimeter Regen im Unterengadin, jedoch eine Schwankung von sechzig und mehr Grad zwischen den höchsten und tiefsten Temperaturen um Bever, und noch nicht einmal anderthalb Grad Wärmejahresmittel am selben Orte (wodurch er zum kältesten bewohnten Ort unseres Landes wird) — dies alles bedeutet mit einem Worte kontinentales Klima.

Sollten nur die Pflanzen und Tiere auf dieses Klima antworten? Auch der Mensch antwortet darauf. Wir wollen uns nicht darauf versteifen, die rätoromanische Bevölkerung des Engadins von einstigen Illyriern des vordern Balkans abzuleiten. Allein, schon ihre Art, aus Stein und Holz Häuser zu bauen, gemahnt an den Osten... Einst ging ich durch ein nordbulgarisches Dorf, und mit einer jähen Plötzlichkeit fühlte ich mich angesichts gewisser Verzierungen an Fensterstürzen, angesichts der Holzlauben, die den weißgetünchten Häusern anhängen, und gewiß auch im Hinblick auf den nach Haut, Haar und Augen dunklen Menschenschlag ins Engadin versetzt, obgleich jene Häuser als Ganzes nicht den Engadiner Familienburgen gleichen. Und wäre der Engadiner weder seiner Wohnstatt noch seinem Aussehen nach östlich, so ist er es doch seinem Wesen nach. Denn der kontinentale Mensch unterscheidet sich vom ozeanischen bis in die Wirtschaftsformen.

Aber jetzt verlassen wir das große Tal, das die so schon erstaunliche Geräumigkeit der Bündner Täler auf ein Höchstmaß steigert und das der Osten hier heim-

lich, dort offensichtlich durchatmet. Schließt, Freunde, die Augen, entfernt euch von der verwirrenden Nähe, steht ab von den Einzelheiten, richtet den Blick noch einmal und umfassend auf das Ganze, auf diese hundert Kilometer Inntal, die Engadin heißen. Was seht ihr?

Ihr seht Licht, zunächst nichts als Licht, dann Grün, dann Stein, dann Wasser zum See verbreitert, jetzt zum Strom gesammelt. Ihr seht Gegensätze, aber sie stehen in Harmonie, ihr seht Widersprüchliches, aber es mündet in völlige Einheit. Ihr seht eindringliche Leere, aber sie ist erfüllt von noch eindringlicherem Licht.

Weiter zurück, noch größern Abstand! — was seht ihr? Ihr schaut das mächtige Stromland der Donau und erkennet, wie das Asiatisch-Steppenhafte westwärts wächst, wie es durch das Taltor des Inns heranflutet und auch die Hänge des Engadins besetzt. Denn diese sind, dort deutlicher, hier verwischter, nichts als auf Böschung gebrachte, ins Steile gestoßene, ins Gebirge verlegte, zum Gebirge erhobene Steppe. Steppenhauch weht heran und dringt bis ins Quellgebiet des Inns, Steppenatem geht groß durch das Tal bis dorthin, wo es jäh in den Süden abbricht, wo es ohne Hintergehänge im Steilabsturz der Malojastraße endet.

Hier ist die Steppe ins Alpine gewendet und geweitet, hier macht der Osten halt. Hier machen auch wir halt... zum letzten Male: zurück! weiter zurück! Was seht ihr? Vergesst Osten und Westen, Süden und Norden — was schaut ihr?

Ihr schaut mit einer letzten Erregung und Hingerissenheit das Hochland zwischen den innern Ketten, die Zuflucht, den Rückzug aus der Welt — in diese Welt, die gleich einem Jenseits ist. Und euer ganzer Mensch erbebt wie unter einem Gebet, euer ganzes Herz ist erfüllt von einem Psalm...

Haltet, Freunde, diese Vision fest, haltet fest und behaltet lieb das Land, das euch diese Vision ermöglicht: das dem Himmel angenäherte, dem Himmel angegliche Eiland, die Insel jenseitiger Glückseligkeit und Süße, das Reich ohne Last und Qual, die Landschaft des reinen Herzens, das Land ewig berechtigter Weltflucht und seliger Abgeschiedenheit — haltet fest und bewahrt es in eurem Letzten: dieses göttliche Hoch-Land zwischen den innern Ketten.

Oberengadin — das strahlende Hochland zwischen innern Ketten

Aus den Schattentälern, aus den Nebeltälern laßt mich fliehen dorthin, wo zwischen innern Ketten ein Hochland sich breitet. Ein Nepal der Alpen, ein schweizerisches Tibet liegt dort im ungekränkten Licht der Wintersonne, während wir in der Tiefe ein lemurisches Dasein führen. Fort von hier, wo der kalte Nebel drückt, ins gänzlich Andere: dorthin, wo Schnee und Eis blühen, wo Kälte uns süß wird, der Himmel uns nah und die Erde uns leicht ist.

Und wir brechen auf und kommen an. Der Weg ist nicht weit, die Höhe nicht schrecklich — aber der Abschluß dieser Welt von der übrigen ist vollständig. Wir stehen auf Rigihöhe, aber in Graubünden. Und das gelobte Land heißt Oberengadin.

Sich mitten im Kontinent zu wissen — und doch die Meere zu besitzen! Welche Meere?: Das Eis-See, das

Schnee-See, das Licht-See, das Luft-See! Und diese vier irdischen Meere sind überwölbt und zusammengefaßt von einem Himmel, der auch ein Meer, aber von vollendeter Durchsichtigkeit und Reinheit ist. Sieh dich um unter diesem Weltmeer der Höhe, nimm das Ganze in einen Blick und suche nach einem Wort. Du findest viele Worte. Sammle sie furchtlos in das Eine, oft mißbrauchte, denn hier ist es unverbraucht: hier ist das Paradies...

Jetzt ist der Blick frei für Einzelnes, frei für die einzelnen Wunder dieses Paradieses, deren jedes vom Ganzen zwar nur ein Teil ist, aber geheimnisvollerweise immer das Ganze spiegelt: Die Eisblüten auf den See-Flächen blitzen in der Sonne. In jeder Eisblüte sind Zahlen und Winkel dieselben. Und dieser göttlichen Sechszahl ist alles untertan, was Kälte heißt und was

Frost bewirkt: auch der Eisblütenrasen dieser Schneedecke und auch der Rauhreif an den Bäumen. Diese Lärchenwälder vor dem cyanblauen Himmel — das ist etwas Beispiellooses, und Beispiellooses macht uns staunen: Das Wunderbare — hier ist es Ereignis.

Nichts in dieser Winterwelt ist verschwommen. «Alles groß, still und hell.» So empfand der große Einsame von Sils-Maria, Friedrich Nietzsche das Oberengadin. Es ist Härte, das ganze Hochland ist ein Kristall der Kälte, es ist heilige Nüchternheit — aber diese heilige Nüchternheit macht uns trunken. Trunken macht uns die lichtdurchflutete Luft —, duftet sie nicht

«— Alles groß, still und hell»

Vor dreißig Jahren nannte ich das Engadin eine Landschaft Gottes auf Erden. Jetzt wage ich keine so großen Worte mehr; aber das Grundgefühl, das mir jene Formel eingab, ist gleich geblieben: Ich erkannte dies an einem schönen Septembertag. — Dreißig Jahre im Leben einer Landschaft sind ein flüchtig über sie hingleitender Wolkenschatten; im Dasein eines Menschen bedeuten sie ein halbes, ein ganzes Leben, und das heißt Wandlung.

Sind wir gleich einem Fluß, dann liegt dessen Berglauf hinter uns. Sturz und Steile sind nur mehr Erinnerungen. Ungestümes ereignet sich nicht mehr; der Tallauf ist frei von Selbstbedrängung. Leise nur scherbelt das feine Geschiebe am Grunde des Stromgewordenen: ein liedhaftes Echo des jugendlich-dumpfen Gepolters, melodischer Nachhall der schweren, groben Transporte. Die Ufer sind eben, die Horizonte tief; irgendwo in der Ferne schimmert die Mündung...

Ich bin seit langem nicht mehr in die Berge gefahren; das Flachland ist meine Entsprechung geworden: in Hoch- oder Tiefebenen fühle ich mich — nicht zu Hause, aber enthalten; Steppen und Wüsten formulieren meine innere Lage; die Meseta liebe ich; durch die Sahara möchte ich. Das Gebirge ist ein Haus, aber keine ewige Wohnung; es kann Heimat bedeuten, heroische, idyllische — aber einmal sind wir beherrscht von der großen Heimatlosigkeit. Und diese ist weder heroisch noch idyllisch.

Und doch bin ich also noch einmal ins Oberengadin gereist: durch tief- und schmalsohlige Täler, graue Schluchten, an fichtendunklen, von Schuttbändern zerrissenen Talhängen hin. Die Eisgekrönten blickten nicht in diese Düsternis hinab; wo aber Täler sich vereinigten und Flüsse zusammenrauschten, da standen auf liegenden Böden Dörfer im Grün ihrer Idylle. Dann versank alles in der Nacht eines feuchten Tunnels. Die Dämonen knirschten. Doch bald fiel Licht in das Chaos, und alles war auf einmal groß, still und hell.

Wer nach vielen Jahren eine Landschaft wieder sieht, bemerkt, daß sie seinem Erinnerungsbild nicht mehr völlig entspricht. Sie kann sich im Großen aber kaum verändert haben. Also haben wir uns verändert, oder auch: das Erinnerungsbild ist von uns in einem bestimmten Sinne bearbeitet worden. Unser Geist handelt wie ein Maler, der die Landschaft nach seinem Innern umformt. Möglicherweise gilt dieses künstlerische Verhalten in den Augen vieler nicht mehr viel,

nach Eisblumen, nach Schneelilien? Unirdische Seligkeit ergreift und durchweht unsern ganzen Menschen.

Von irgendwoher ertönt Musik. Aber warte, bis der Abend kommt, bis die donnernde Kälte die Menschen in ihre Häuser getrieben hat. Dann vernimmst du andere Musik: Dann ertönt die eigentliche Symphonie dieses Hochlandes zwischen innern Ketten... Es klingt wie Glas, seltsam schwingend, hoch und hell und rein im Ton: Das ist die Winter-Symphonie, das ist die elektronische Musik des Universums.

Und St. Moritz ist nur mehr ein kleiner Stern unter Sternen.

aber der Maler Giovanni Segantini jedenfalls gehorchte diesem und keinem andern Gesetz. Er kannte seine Oberengadiner Landschaft genau, aber er faßte sie in den wechselnden, dennoch einheitlichen Rahmen seiner Seele; er abstrahierte von Unwesentlichem, und das Wesentliche war auch ihm das Licht.

Als ich hinter Campfèr in das Kernstück des Oberengadins gelangte, erkannte ich den Piz della Margna kaum wieder. Alle Höhen waren höher als in meiner Erinnerung; das ganze Tal hatte ich zu jenem Hochland zwischen innern Ketten umgeformt, das mir lange Jahre als Traumbild vorschwebte, mich als Wunschbild begleitete, mich als letzte Rückzugsmöglichkeit in Atem hielt. Jetzt aber opferte ich mein inneres Bild dem äußern; es war gewaltig genug. Und es war noch immer die einzig mögliche Vorlage für die Vision des Hochlandes zwischen innern Ketten; es war noch immer die Landschaft Nietzsches; noch immer war «alles groß, still und hell».

Einst begehrte ich zu wissen; ich versuchte mir die ungeheure Eigenart dieser Landschaft zu erklären; ich griff nach den Fakten und ordnete sie einer Ansicht unter, der man zwar nicht beizupflichten braucht, um das Oberengadin unvergleichlich zu finden, welche aber die Liebe zu dieser Landschaft nur vertiefen, mehr: so verleidenschaftlichen kann, daß ihr Bild unauslöschlich wird. —

Es war kurz nach den Oberengadiner Hochwassertagen. Noch durchzogen unbotmäßige Bäche die Ebene von Samedan; grauer Steinschlamm bedeckte die Wiesen. Aber oberhalb des Riegels von St. Moritz waren die Spuren örtlicher Überschwemmungen schon verwischt. Einzig der St. Moritzersee erschien getrübt, und es war höchst verständlich, aber dennoch wunderbar zu sehen, wie sich jeder weitere See nach dem Malojaübergang hin blauer zeigte und der letzte, der Silsersee, jenes Blau zurückerhalten hatte, von dem Segantini sagte, daß es noch hundertmal blauer sei als das Blau des Himmels.

Jetzt, unter der völlig gereinigten Luft und am Fuße so frisch gewaschener, noch feuchter Berghänge, war dieser See vielleicht noch blauer als sonst, aber solche Verhältnisse sind hier die Ausnahme. Es war das erstemal, daß ich die Oberengadiner Landschaft in einem fast ozeanisch-atlantischen Lichte sah. Der Malojawind erregte die Seen, aber die Hänge waren noch zu feucht, als daß er sie auszublasen vermocht hätte. Das Oberengadiner Licht jedoch ist für den größten



Sommertag am Silvaplannersee (Photo Albert Steiner, St. Moritz)

Teil des Sommers gekennzeichnet durch seinen Gehalt an atmosphärischem Steinstaub, den der nie ausbleibende Wind von den Hängen hebt. Dieser örtlich entstehende Südwestwind gleicht nie einem Meerwind, er ist selbst dann als innerkontinentale Luftbewegung zu betrachten, wenn er einmal Düfte aus dem Bergell und das Aroma des Comersees herauftragen sollte. Die Kontinentalität des Oberengadins ist mir eine geographische Gewißheit; seine Lage im Gradnetz dieser Welt ließe Einflüsse des Atlantiks und des Mittelmeeres zu, aber die hohe Mauer des Malojapasses, der wenigstens für das Engadin gar kein Paß ist, hält diese Einflüsse meistens fern. So wie hier ein neues Fluß-System entsteht, so entsteht hier auch ein neues, taleigenes Klima und mit ihm ein besonderes Licht.

Ist eine Landschaft, deren Hauptfluß sich zwar aus seitlich einfallenden Bächen gebiert, selber aber fast ohne Gefälle bleibt und alsbald eine Kette von Seen bildet, der in seinem Berglauf nicht schäumt, sondern zuweilen sogar saumselig von See zu See zieht — ist eine solche Landschaft ohne Bedenken ein Tal zu nennen, und darf ich eine Ebene zwischen Bergen, eine Ebene 1800 Meter über Meer, nicht als Hochebene oder doch als Hochland verstehen? Auch die Vorstellung von der Östlichkeit dieser Landschaft kann ich nicht aufgeben, und immer werde ich mich am Silsersee des Schwarzen Meeres erinnern — des vor Bläue Schwar-

zen Meeres. Einst bewies ich mir diese Östlichkeit mittels der Vegetation. Jetzt wiederhole ich mir kaum, daß Lärchen und Arven östliche, ja sibirische Bäume sind. Denn die Orientalität des Engadins ist mir, seit ich nördlich des Balkengebirgs sozusagen Engadinerhäuser gesehen habe, eine Gewißheit. Das meiste in unserem Lande steht unter dem Einfluß des Atlantischen Ozeans, einiges unter dem Einfluß des Mittelmeeres. Hier aber ist der Einfluß der meerfernen Landmasse Osteuropas Tatsache. Die Niederschläge des Unterengadins sinken bis auf Steppenwerte.

Es scheint absurd zu sein, wenn ich behaupte, jedes Meer sende seinen Atem bis hinauf zu den Quellen derer, die ihm als Fluß und Strom zufallen, und wenn ich meine, dieser Atem trage den Hauch auch aller Landschaften des betreffenden Stromgebietes empor bis in die Kapillaren eines solchen Systems. Aber wenn die Botaniker von Einwanderungen, von Einstrahlungen sprechen, wenn sie im Engadin eine zwar alpine, aber von pontischen und pannonisch-sarmatischen Arten durchsetzte Flora vorfinden, eine Flora also, in welche die Pflanzenwelt der niederungarischen Tiefebene und der Länder um das Schwarze Meer ihre Vertreter abgesandt haben, dann erscheint die Östlichkeit des Engadins als natürlich.

Aber alles dieses mag uns entfallen vor diesem Licht, dessen Andersartigkeit wir feststellen werden,

auch wenn wir sie nicht erklären können. Alles Licht erhält seine Eigenart durch die Landschaft, über die es sich ergießt, und durch das besondere Klima, dem diese Landschaft unterliegt. Kontinentale Verhältnisse schaffen ein kontinentales Licht — ein trockenes, hartes Licht. Über Tiefländern wird es zu Hitze, über Wüsten wird es tödlich. Über Hochländern jedoch muß die dünnere Luft das Licht durchsichtiger erhalten als über Tiefländern. Liegen aber die Hochländer voller Schnee und Eis, dann gleicht ihr Winterlicht nicht mehr ihrem Sommerlicht. Denn dieses ist ein Steinlicht, und es ist so lange weißlich, als kein Regen fällt. Wassergehalt oder Staubgehalt der Atmosphäre entscheiden über die Physiognomie des Lichtes... Es ist Physik, Mathematik, Statistik, Abstraktion — aber es ist da, gegeben, wahrnehmbar, erlebbar, also Leben.

Vielleicht hat die abstrahierende Kraft der Jahre auch meine Erinnerung an das Engadiner Licht verändert; vielleicht haben meine Träume das aus Anschauung und Wissen einst gewonnene Bild zu einem Idealbild umgearbeitet und ihm die Attribute des Öst-

lichen und Steppenhaften angedichtet? Dann hätte ich die Anschauung in eine Art Vision verwandelt. Ich hatte solches befürchtet, aber als ich nun wieder dort stand und schaute, konnte nichts mich dazu bewegen, auch nur einen Zug dieser Vision preiszugeben.

Sollte es nicht Landschaften geben, die ein Postulat sind, die eine Idee ausdrücken, einem Gedanken Gestalt geben? Die also ein Gleichnis sind für den Menschen, der sie betritt und schaut, und die auch dann, wenn keiner sie schaut, für sich selber lebend ausgerichtet sind auf ein Bild, das ihre Vollendung wäre? Die Vollendung, in der alles groß, still und hell ist, wie es ein Mensch sein kann, eine Blume — irgendein Wesen, das lebt und stirbt.

Wenn aber solch ein Bild schon bestehen sollte, ein Bild des Oberengadins in seiner wesentlichen Vollendung, ein Bild, das den in diese Landschaft gelegten Gedanken in Reinheit wiedergibt, dann hat es Segantini gemalt — gesagt aber hat es Nietzsche im Triptychon seiner Urworte.

(Vom Verfasser aus veröffentlichten und unveröffentlichten Schriften für dieses Heft zusammengestellt.)

PUBLIKATIONEN UND TAGUNGEN zum Thema Naturschutz und Technik

Naturschutz und Technik

Mit diesem Problemkreis hat sich Professor Dr. A. Frey-Wyßling in seiner Rektoratsrede vom 15. November 1958 an der Eidgenössischen Technischen Hochschule eingehend auseinandergesetzt. Er versuchte, die beiden scheinbaren Gegensätze und den daraus entstehenden Konflikt objektiv zu schildern und eine Lösung zu finden, in der Überzeugung, daß es die Pflicht des verantwortungsbewußten Bürgers sei, unseren Nachfahren nicht nur die politischen Rechte zur sinnvollen Weiterentwicklung zu überliefern, sondern ihnen auch die ursprüngliche Natur, aus der heraus die Freiheiten gewachsen sind, soweit als möglich zu erhalten.

Seiner Rede, die im Heft 105 der Kultur- und Staatswissenschaftlichen Schriften der Eidg. Technischen Hochschule, Zürich (Polygraphischer Verlag AG, Zürich, 1959), abgedruckt ist, können die nachfolgenden grundlegenden Gedanken entnommen werden. In den Auseinandersetzungen mit den Wirtschaftsinteressen erweist sich die Position des Naturschutzes als zu schwach. Seine Waffe, die idealistische Gesinnung, steht im Gegensatz zu den materialistischen Interessen und Bestrebungen der Technik. Obwohl die Erbauer von Großwerken durchaus bereit sind, Konzessionen zu machen, zeigt zurzeit der Naturschutzbund angesichts der psychologischen Situation des Kampfes gegen eine Übermacht und wegen seiner idealistischen Grundhaltung wenig Entgegenkommen, selbst auf die Gefahr hin, daß wertvolle und bereits geschützte Gebiete verloren gehen könnten. Besonders augenscheinlich kam dies im Abstimmungskampf um den Staatsvertrag mit Italien zum Ausdruck. Neben der Verwirklichung der Postulate des Landschaftsschutzes, des Pflanzenschutzes und des Jagdschutzes im Bereiche von Großbauten bleiben die Bestrebungen zur Erhaltung von größeren

Bezirken, in denen sich das angestammte biologische Gleichgewicht erhalten kann, die ureigenste Aufgabe des Naturschutzes. Die Haupttätigkeit beschränkt sich aber darauf, gegen geplante Werke zu protestieren und deren Verwirklichung zu verhindern. Nur in wenigen Fällen konnte auf diesem Wege etwas erreicht werden. Es wurde deshalb von anderer Seite die Frage aufgeworfen, ob angesichts dieser Sachlage nicht wirksamere Mittel eingesetzt werden müßten, so z. B. die Aufstellung eines nationalen Naturschutzprogrammes, in welchem bestimmte Richtlinien und eine Anzahl schützenswerter Objekte, insbesondere die letzten Reste der Urlandschaft, aufgenommen würden. Die Pachtung von Naturschutzgebieten sind aber kein taugliches Mittel, um den Schutz dauernd zu gewährleisten. Endgültig und auf unbeschränkte Zeit gesicherte Objekte sind nur jene, die dem Naturschutzbund zu eigen gehören. Der Referent macht deshalb die Anregung, daß dem Naturschutzbund die Möglichkeit geboten werde, schützenswerte Gebiete nicht nur zu pachten und vertraglich zu sichern, sondern sie als Eigentum zu erwerben. Hierzu sind jedoch ganz erhebliche Mittel nötig, über die der Naturschutzbund derzeit nicht verfügt. Eine massive Beitragserhöhung kann nicht in Betracht gezogen werden, soll der Mitgliederbestand nicht erheblich dezimiert werden. Es muß deshalb eine andere Lösung gesucht werden, und diese sieht Professor Frey in einem Verfahren, wie dies u. a. für die künstlerische Ausgestaltung der öffentlichen Gebäude geschieht: Es werden für diesen Zweck 1 bis 2% der Bausumme abgezweigt. Durch eine solche Finanzierungsmethode würden ansehnliche Mittel verfügbar gemacht, die zum Ankauf von wenig in Mitleidenschaft gezogenen Gebieten dienen würden. Zum Beispiel bei einer jährlichen Bausumme von 600 bis 700 Mio Fr., die für den Weiterausbau der